

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 80 (2000)
Heft: 3

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gerda Zeltner,
geboren in Zürich,
Studium der Romanistik
in Zürich, Rom, Paris.
Promotion über Pierre
Corneille. Literatur-
kritische Beiträge an
Zeitschriften, Zeitun-
gen, Rundfunk in
Deutschland, Schweiz,
Frankreich. Mitarbeit an
der NZZ für neue fran-
zösische Literatur.
Buchveröffentlichungen:
Das Wagnis des fran-
zösischen Gegenwarts-
romans, 1960. Die
eigenmächtige Sprache,
1965. Beim Wort ge-
nommen, 1973. Im
Augenblick der Gegen-
wart, 1974. Das Ich
ohne Gewähr, 1980.
Ästhetik der Ab-
weichung, 1995.

EINE NICHT ERZÄHLTE GESCHICHTE

Endlich auch auf deutsch zu lesen: Claude Simons
Roman «*Histoire*»

Seit Claude Simon im Jahr 1956 das Buch herausgab, das als sein erster *Nouveau Roman* gilt, sind seine Werke laufend auf deutsch erschienen. Einzige Ausnahme: der mit dem doppeldeutigen Titel überschriebene Roman «*Histoire*». Erst heute, nach dem grossen Erfolg von «*Le Jardin des Plantes*», ist er nun da: «*Geschichte*», und diese Verspätung ist wahrscheinlich ein Glücksfall. Seit langem war das Historische nicht mehr so gross geschrieben, noch selten die Diskussion über Möglichkeit und Unmöglichkeit des historischen Romans so eifrig in Gang gekommen wie in den neunziger Jahren. Das andere dominierende Thema unserer Tage: die Erinnerung, unter anderem der mit Erinnerungsbüchern überschwemmte Markt. Nur ist «*Geschichte*» natürlich weder ein historischer Roman noch ein Buch der Erinnerung im üblichen Verstand.

Da sitzt ein Icherzähler in einer feudalen Villa von Perpignan; neben dem Arbeitstisch vor dem Fenster jene Akazie, die einem späteren Buch direkt den Titel gab: Bild einer lebendigen, bewegten Gegenwart, während das ganze Haus trostlos Vergangenheit atmet.

In einer alten Kommode hat er ein Durcheinander von vergilbten Papieren gefunden, Dokumente, die vom Leben einer alteingesessenen Sippe erzählen; Briefe, Photos, Geldscheine, Rechnungen und vor allem eine Menge Ansichtskarten. Dabei überkommt ihn ein jähes Verlangen, die Fundstücke zu beschreiben. Aus diesem Impuls habe er «*Geschichte*» überhaupt geschrieben, wird Simon später sagen. Zeugnisse aus einer Zeit, als er noch nicht lebte, die kaum unmittelbare Reminiszenzen werden wachrufen können. Oder doch? Nicht im blossen Anschauen kommt Eigenes in Bewegung, wohl aber in der Arbeit, der ganzen Mühe eines minutiös genauen sachlichen Beschreibens. Dann nämlich – Simon hat es oft gesagt – erneuert sich immer wieder das ihn selbst bestürzende

Wunder, dass die *écriture* weit über die bewusste Absicht hinaus das mitbringt, was sie selber nährt und reich macht. Erinnerung blüht hervor, von allein Seiten steigt im Innern Versunkenes auf, meist alles zugleich, was sich dann oft auf die Sprache überträgt: ein drängender, mitreissender Rhythmus, eine rauschhafte sinnliche Prosa, die ohne Punkt und – fast – ohne Komma über die Seiten läuft. Immerhin finden sich zuweilen Absätze, Anfangsmajuskeln auch, möglicherweise bloss als widerwärtige Konzession an den Verleger.

Krimskram aus einer Schublade, stürmische Assoziationsschübe aus dem Innern, wie soll das eine Geschichte ergeben? Die Antwort findet sich schon früh. Ein eben geträumter Traum lässt den Erwachenden an den Zustand von alten beschädigten Filmen denken, «*von denen ganze Teile verlorengegangen sind, so dass (...) Verschleiss, Schere und Klebstoff die langweilige Erzählung des Regisseurs ersetzen, um der Handlung ihre überwältigende Diskontinuität zurückzugeben*». – «*Überwältigende Diskontinuität*», das heisst wohl,

dass die einzelnen Bilder wieder zu Bildern werden sollen, nicht missbraucht, nicht instrumentalisiert für irgendeinen plot, und das ist genau das Stichwort, nach welchem «Geschichte» geschrieben wurde.

Schon der vorangehende Roman «Le Palace» erzählte kaum mehr eine Geschichte, doch während dort noch ein zentrales Thema galt, der spanische Bürgerkrieg, ist nun auch ein solches verschwunden: nichts als eine Vielzahl von Motiven, die zunächst verwirren mag.

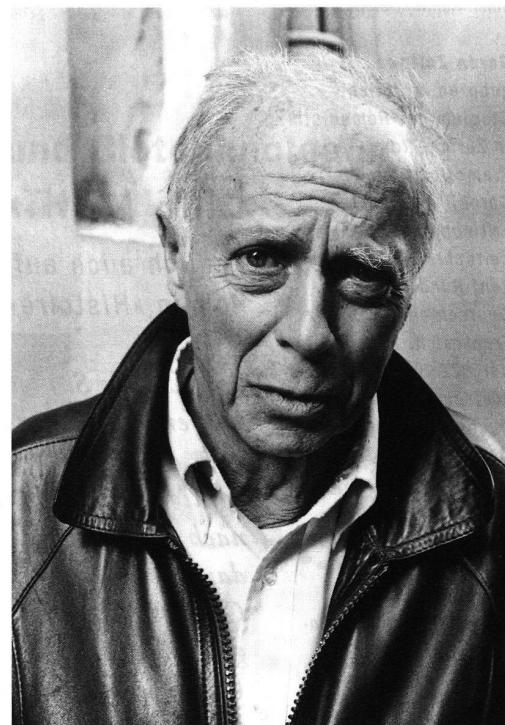
Auch hier finden sich Szenen vom spanischen Bürgerkrieg; nur zwei Wochen hielt sich *Simon* dort auf, bis ihn seine Rolle als «Revolutionstourist» anekelte, doch lang genug, um von einer Unzahl der Eindrücke verfolgt zu werden. Wieder und wieder bricht es herauf, in Zeitlupengenauigkeit wiedergegeben, was auf einem einzigen Platz von Barcelona geschieht und wie hier alles anders ist als im Alltag: Bedrohung, Angst, Gewalt. Bis die ganze Stadt davon erfasst wird, eine zum Geschwür verkommene Stadt – «stinkend, und die Art Lepra, Geschwulst, Krebs aus Stein und Ziegel, pustolös, zwischen dem metallischen Meer und den Hügeln stinkend in der Gewittersonne» – in der alles Unglück, das über das Land hereingebrochen war, gegenwärtig ist.

Auf diese Weise wird in vielen Romanen auch der Weltkrieg erinnert, ganz streng nur vom eigenen Erleben her, jedoch in einer gefühlsgeladenen Intensität, deren Schwingungen weit über jedes Einzelne hinaus reichten und eine Vision vom ganzen Schrecken jenes Kriegs und damit eben auch Historie vermittelte.

Doch auch in den Kindererinnerungen im Raum der Sippe, den Szenen im Pariser Collège oder am südlichen Meer kommt ein kleines Stück Zeitgeschichte zu Wort, indem eben auch die Stimmung, die Atmosphäre der frühen Zwischenkriegszeit mitgeschrieben wird.

Dann wieder die Zeugnisse aus vielen Jahren zuvor. Über den ganzen Roman verstreut finden sich die zahllosen Karten, welche die Mutter aufbewahrt hatte: aus allen Ecken der Welt, die Grüsse, die der Vater, ein Kolonialoffizier, während der – durch die stupide Sitte vorgeschriebenen – langen Verlobungszeit geschickt hatte. «Bruchstücke, der Oberfläche der weiten Erde entrissene Schuppen», werden sie ein-

Claude Simon
Photo: Nete Goldschmidt,
Kopenhagen



mal genannt, geschönte Klischees, gewiss, doch auch sie Boten aus einer entchwundenen Zeit. Selbst eine Briefmarke kann eine Art historischer Miniatur ergeben, wenn vier Farbige eine Sänfte tragen, in der ein Mann mit Tropenhelm sitzt.

Besonders schön jedes Mal, wenn der Blick auf eine der längst vergilbten Photos fällt, sie nicht einfach nur sieht, vielmehr auch die Geräusche hört, Hitze, Kühle, den Wind spürt, die Schwingungen einer Landschaft. Das erinnert daran, dass *Simon* selbst ein hervorragender Photographe ist mit dem Zauberblick, der dem Angeschauten auch sein Ungesagtes mitzugeben versteht.

Aufzählen lassen sich die zahllosen Themen nicht. Genannt seien etwa noch der umständliche Verkauf eines Weinbergs, Verhandlungen mit einer listigen Antiquarin, die unvergessliche Schilderung vom Tod des von einem Heckenschützen erschossenen Offiziers: Eine Suada der Empörung, die nicht enden will, als würde die Sprache sich immer wieder an sich selbst berauschen. Mit ähnlicher Wut wird ein alter Mann gesehen, der Zerfall des Körpers in allen Einzelheiten mit einer Penetranz aufgezählt, als gälte es, an einem einzigen Menschen den ganzen Skandal des Altwerdens zu verfluchen.

Fast ein Leitmotiv sind zwei Momente aus dem Leben der Mutter. Eine üppige,

Selbst eine
Briefmarke
kann eine Art
historischer
Miniatur
ergeben, wenn
vier Farbige
eine Sänfte
tragen, in
der ein
Mann mit
Tropenhelm
sitzt.

blühende Schönheit im ekstatischen Glück ihrer kurzen Ehe und ein dahinsterbendes, zum Skelett gewordenes Schattenwesen mit messerscharf sich abzeichnendem Profil, bis einmal in einer einzigen Anschauung beides zusammengefasst wird, als Grabstein mit ihrem Bild: *«Brüste unter ihrem Kleid Farbe von Obst Pfirsichen grün rosa samtrot von neuem grün ins Gelb sich abstufende Rottöne wie die Haut einer Frucht (...) dann nur noch ein auf einer Platte gemeisselter Name.»*

Denn «Histoire» ist auch ein Buch des Abschieds. In seinem Zeichen steht schon der Anlass: die Liquidation des Familien- sitzes, in dem alle vergangenen Ereignisse noch «in der reglosen Luft hingen wie jene Schwingungen, die noch lange andauern, nachdem die Glocken verstummt sind, sich im Kreise drehend, sich wiederholend, als ob das matt gewordene Gold, die Gehänge der Lüstern und die Girlanden der Wandspiegel sie einander zuwürfen in einem unhörbar quälenden Echo, sich immerfort wiederholend zwischen den kahlen Wänden, den abgebrockelten, Decken, in dem dunklen, hallenden leeren Haus».

Nur ist mit allen aufgezählten Themen noch sehr wenig gesagt; dringender ist noch einmal die Frage, nach welchen Gesetzen die so disparaten Elemente sich ordnen lassen, vor allem, wenn die vertrackte Regel gilt, dass in diesen, oft fast mikroskopisch genauen Schilderungen «das Auge die Teile nicht sieht, sondern sich eher an sie erinnert (...) nicht in ihrer eintönigen Ordnung, sondern als Kombination, als schattiges und blinkendes Geflecht von Lichtern und Linien, in dem die zersplitterten, getrennten Elemente sich gemäss der unerbittlichen, wuchernden Unordnung des Gedächtnisses neu zusammensetzen».

In keinem Buch hat Simon so kühn versucht, dieser ursprünglichen Unordnung, dem chaotischen Arsenal der Erinnerung so nah zu bleiben wie hier. In keinem eine so immense Arbeit geleistet, damit die Unordnung, das «blinkende Geflecht von Lichtern und Linien» immer spürbar lebendig mitkommt und am Ende doch so etwas entsteht wie eine Geschichte, eine nicht erzählte Geschichte.

Mit dem Sprunghaften, Momenthaften, Widersprüchlichen, mit den sich nie abrundenden Episoden, zerstückelten Szenen, den oft lang nicht identifizierbaren

Wieder und wieder bricht es herauf, in Zeitlupengenauigkeit, was auf einem einzigen Platz von Barcelona geschieht und wie hier alles anders ist als im Alltag: Bedrohung, Angst, Gewalt.

Claude Simon, Geschichte, deutsch von Eva Moldenhauer, DuMont Verlag, Köln 1999.

Personen ist «Histoire» ein ziemlich schwieriger Text. Wer sich indessen auf diese Begegnung einlässt, dem wird ein faszinierendes Leseerlebnis zuteil. Eine musikalische Struktur wird durchsichtig, nicht als Melodie und doch als Zusammenklang der verschiedenen Rhythmen, als Echo und Analogien der Motive. In ihren Wiederholungen werden diese stets auch verändert und mahnen damit nicht nur daran, dass wir uns in einer imaginären Welt befinden, wo nichts ein für allemal feststeht, sie spiegeln auch eine Auffassung von der Geschichte, die gründlich aufräumt mit den Vorstellungen von Entwicklung und Fortschritt.

In diesem Spiel der Bezüge wirft das Eine oft sein Licht oder seinen Schatten auf das Andere. Im Zusammenhang mit einer mit wenigen und leidenschaftlichen Worten evozierten Liebe und deren Verrat wird am blosen Verlauf des Leintuchs die Entfernung der Körper abgelesen. Später einmal die erinnerte Pietà in einem Mailänder Palazzo, und auch hier wird dem Körper, seiner Lage, nur nachgetastet an dem ihn bedeckenden Tuch. Das Leintuch ist zum Leichentuch geworden, so als wollte es jenem früheren Augenblick die Schatten des für alle Zeiten Endgültigen einschreiben.

Zuweilen geschieht es auch so, dass etwas zunächst «real» Gegebenes später wieder als Metapher aufsteigt. Auf einer Fahrt durch die südliche Nacht platzt ein dickes Insekt auf die Windschutzscheibe und hinterlässt einen unregelmässig sternförmigen Flecken, der exakt nach Farbe und Form beschrieben wird. Viele Seiten später fällt eine Flasche zu Boden und zerbrach: «ein schleimiger Fleck mit unregelmässigen spatalartigen Tentakeln sternförmig auf dem Bahnsteig zerfliessend wie jene Insekten, die in der Dämmerung auf der Windschutzscheibe zerplatzen».

Endlos liessen sich solche Beispiele aufzählen: Fragmente, die ihrer «überwältigenden Diskontinuität» überlassen, von jedem Erzählzwang befreit, in ihrer einmaligen Emotionalität und Sinnlichkeit dastehen. Und doch nicht bloss als einzelne, zufällige Eingebungen. Alle gehören sie zusammen, sind Momente eines in grossartige Dinge transportieren, mit allen Sinne leidenschaftlich gelebten Daseins eines Menschen. ♦

Rainer Moritz,
geboren 1958 in Heilbronn, Studium der Germanistik, Philosophie und Romanistik. Promotion. Seit 1998 Leiter des Hoffmann und Campe Verlags in Hamburg. Essayist und Kritiker, u.a. für «Neue Zürcher Zeitung», «Rheinischer Merkur», «Frankfurter Rundschau». Zahlreiche Buchpublikationen, zuletzt «Maulhelden und Königskinder. Zur Debatte über die deutschsprachige Gegenwartsliteratur» (Hg. mit Andrea Köhler, Leipzig 1998) und «Das FrauenMänner-UnterscheidungsBuch» (München 1999).

EIN GENIE IN DER FAMILIE

«Das sanfte Joch der Vortrefflichkeit» – Renate Feyls Ausflug in die Schillerzeit

Die Gegenwartsliteratur ist ein Teil der Medienlandschaft, und wenn sich diese schneller und schneller ändert, gerät auch jene verstärkt unter den Druck sich permanent ändernder Moden und Strömungen. Die Literaturkritik sucht, vor allem, wenn sie sich in die Lifestyle-Magazine verlagert, nach Autoren, die sich als «Gesamtkunstwerk», als schillernde Persönlichkeiten präsentieren lassen – auch auf die Gefahr hin, dass die jählings hochgejubelten Sternchen schon wenige Monate später erloschen sind und kaum noch in der Lage sind, ein nennenswertes Buch hervorzu bringen.

In regelmässigen Abständen sind davon auch die literarischen Gattungen betroffen. Mal ist die Lyrik «out», mal wieder «in», und dass endlich wieder «erzählt» werden dürfe, müssen sich experimentelle Autoren (und ihre Verteidiger) seit vielen Jahren sagen lassen. So erstaunt es nicht, wenn auch Genres wie der historische Roman immer wieder neu entdeckt werden. Wer in die Vergangenheit hinabtaucht, vermag – so zumindest die Absicht – unbefangen von Gefühlen zu erzählen, die in der Gegenwart zweifelhaft geworden sind, und jenen exotischen Reiz zu entfalten, nach denen sich der Mensch des Informationszeitalters mehr denn je sehnt.

Renate Feyl hat sich in den letzten Jahren zu einer Spezialistin dieses Trends entwickelt und es damit sogar zu Plazierungen im Mittelfeld der Bestsellerlisten gebracht. Unbeirrbar schreitet sie die deutsche Geistesgeschichte nach (Frauen-) Figuren ab, von denen sie so zu erzählen versucht, als seien sie vertraute Zeitgenossinnen. Wie Peter Härtling, der der Reihe nach Lenau, Hölderlin, Mörike, Waiblinger oder Schubert abklapperte, reiht Feyl Glied um Glied einer Kette von Annäherungen aneinander, die unverkennbar von einer dezent frauenbewegten Haltung bestimmt sind. Nach der *Gottschedin* und *Sophie von La Roche* geht es in ihrem neuen Roman «Das sanfte Joch der Vortrefflichkeit»¹ um *Caroline von Wolzogen* (1763 bis

1847), die nicht nur als Romanautorin («Agnes von Lilien»), sondern auch als Schwägerin und Biographin *Friedrich Schillers* hervortrat.

Warum nimmt sich Renate Feyl dieser eher marginalen Gestalt der Literaturgeschichte an? Zum einen gelingt es ihr so, *Friedrich Schiller*, seine künstlerischen Impulse und persönlichen Eigenheiten plastisch herauszustellen, wobei der eingesetzte (aus vielen historischen Romanen vertraute) Kunstgriff darin besteht, sich dem Heros über eine am Rande positionierte Figur zu nähern. Zum anderen – und darin liegt fraglos die zentrale Intention – fungiert *Caroline von Wolzogen* als Frau, die sich in einem männlich orientierten Literaturbetrieb erstaunlich viele Freiheiten nahm und, zumindest in der Feylschen Optik, zu einer Identifikationsfigur im Kampf für die weibliche Emanzipation wird. *Caroline* flieht aus einer grundsoliden Ehe, lässt sich – ein Skandal – scheiden, liest *Kant* und reüssiert überdies mit ihren Romanen und Erzählungen.

Auch die Bekanntschaft mit *Schiller* folgt nicht blosser Adoration. Beide schätzen die inspirierenden Gespräche über Kunst und Philosophie, und beide sind sich emotional nahe, doch *Caroline* übersieht nicht die Egozentrik des berühmten Kollegen. Gewiss, sie erkennt sofort, es «mit einem Genie in der Familie» zu tun zu haben – allerdings mit einem, das sich meist herzlich wenig um die Gefühle seiner Nächsten kümmert. Nonchalant bemüht sich *Schiller* gleichzeitig um *Caroline* und ihre Schwester; die letztere – weniger kompliziert gestrickt – taugt besser zur Ehefrau, während *Caroline* zeitlebens eine wichtige geistige Inspirationsquelle bleibt: «Er wollte nicht nur eine der Schwestern, er wollte gleich beide.» Auch nach *Schillers* fröhlem Tod ebbt *Carolines* Interesse nicht ab. Sie sieht sich als legitime Nachlassverwalterin, ermuntert *Goethe*, seinen Briefwechsel mit *Schiller* herauszugeben, und beginnt schliesslich – um Verfälschungen vorzubeugen –, *Schillers*

1 Renate Feyl, *Das sanfte Joch der Vortrefflichkeit*. Roman, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1999.

Leben festzuhalten, «einfach aufzuschreiben, wie er wirklich war».

So weit, so gut. Renate Feyl hat sich – keine Frage – eine faszinierende Heldin ausgesucht. Was vor deren Hintergrund um so stärker auffällt, ist freilich die Risiko- und Sprachlosigkeit dieses Romans. Wer von Menschen erzählt, die sich gegen ihre Zeit auflehnen, die eigene Wege gehen und sich nicht mit den gängigen Lehrsätzen abspeisen lassen, muss eine Erzählform finden, die dieses Aussergewöhnliche spiegelt. Kaum etwas davon bei Renate Feyl: Ihr Text ist von simplen Sentenzen («Für gute Poesie war es nie zu spät»), Floskeln («Genau aber hier lag das Problem») und stilistischen Ungeschicklichkeiten («Ich ging mit ihm in den Garten, liess ein paar kühle Getränke kommen und fragte mich, ob er verrückt geworden sei oder grös senwahnhaft, oder ob er einfach nur aus dem Häuschen war») durchzogen, die zudem mitunter erfolglos mit Grammatik und Interpunction kämpfen.

Fünfundzwanzig Jahre nachdem eine feministisch inspirierte Literaturwissenschaft begann, sich intensiv um vergessene Frauen der Geistesgeschichte zu kümmern, und zahlreiche literarische Texte erschienen, die diesen verwischten Spuren nachgingen, mutet Renate Feyls «Das sanfte Joch der Vortrefflichkeit» als braver Nachzügler an, der Gefechte führt, die

Die Emanzipation tritt hier als Light-Version vor die Leser(innen).

längst (und erheblich pointierter) geführt worden sind. Carolines Freiheitsstreben besitzt in der Diktion dieses Romans kaum verstörende Momente. Die Emanzipation tritt hier als Light-Version vor die Leser(innen); nichts wühlt hier auf, keine Episode gewinnt eine sinnliche Eigenständigkeit, die über das hinausgelangt, was die Ich-Erzählerin in wohlgesetzte Kommentare fasst. Es dominieren Sätze, denen kaum zu widersprechen ist und mit denen eine aufregende Biographie für den Hausgebrauch gezähmt wird: «Ja, das tat gut, einmal keine Schwester, keine Schwägerin und keine Tochter, sondern einzig und allein ich selbst zu sein. Es tat gut, ihnen zeigen zu können, dass ich meine Entscheidung selber traf und meine Vorstellung vom Glück sich nicht nach ihren weisen Ratschlägen richtete.»

«Geschichte ist ein Entwurf», heisst es in Uwe Johnsons «Jahrestagen». Renate Feyls historischer Roman über Schillers Schwägerin realisiert die Möglichkeit dieser Option nicht. Sein Verkaufserfolg mag damit zu tun haben, denn mit *Caroline von Wolzogen* tritt eine Figur vor uns, die sympathisch ist, die von heute aus betrachtet jedes moralische Recht auf ihrer Seite weiss und die eine Sprache zugewiesen bekommt, die keine Ecken und Kanten hat. So dürfte der historische Roman noch eine Weile ein erfolgsträchtiger Artikel bleiben. ♦

Wer übernimmt Patenschaftsabonnemente?

Immer wieder erreichen uns Anfragen von Lesern oder Einrichtungen (zum Beispiel Bibliotheken) für ein Gratis- oder Austauschabonnement. Es ist uns nicht möglich, alle diese Wünsche zu erfüllen. Deshalb sind wir auf Ihre Mithilfe angewiesen. Unser Vorschlag: Übernehmen Sie ein Patenschaftsabonnement der Schweizer Monatshefte für Fr. 100.– (Ausland Fr. 121.–). Rufen Sie uns bitte an. Wir nennen Ihnen gerne Interessenten. Sie können uns auch einfach die diesem Heft beigefügte Geschenk-Abo-Karte mit oder ohne Nennung eines Begünstigten zusenden. Vielen Dank!

Unsere Adresse: Schweizer Monatshefte, Administration, Vogelsangstrasse 52, 8006 Zürich

Telefon 01/361 26 06, Telefax 01/363 70 05

E-mail: schweizermonatshefte@swissonline.ch